

Theresa Prammer

Mörderische Wahrheiten

Kriminalroman

List

PROLOG

Ein Herzschlag trennte ihn vom Aufprall. Er wollte nicht sterben. Nicht so.

Ein Schrei schnitt von unten durch die Luft und wurde immer lauter, je schneller er auf den schwarzen Boden zuraste.

Es heißt, das Leben zieht an einem vorbei, wenn man stirbt. Aber an ihm flitzten nur die grellen Lichter der unzähligen Scheinwerfer und die Schemen der Menschen vorüber, die zu ihm auf die Beleuchterbrücke hinaufgesehen hatten. Auch sie stand unten. Er spürte ihren Blick. Sie. Endlich. Fast sein halbes Leben hatte er nach ihr gesucht. Seine Tochter.

Vielleicht war es heute doch nicht zu Ende? Vielleicht gab es so etwas wie Gott oder das Schicksal, das ihn gerade jetzt verschonte? In sein Flehen mischte sich das Aufblitzen eines Hoffnungsschimmers.

Und trotzdem wäre er gleich da, der Schmerz. Unvermeidlich. Sein Körper würde aus sechs Metern Höhe aufprallen.

Er wollte schreien und riss instinktiv den Mund auf. Doch kein Laut kam aus seiner Kehle.

Und plötzlich war alles vorbei. Kein Schmerz, kein Krachen der Knochen, keine Erschütterung. Nichts.

Die Erleichterung weckte ihn auf. Es war nicht echt. Alles nur ein böser, dunkler Traum.

Er versuchte sich zu erinnern, er hatte das schon oft geträumt. Es war immer so real. Der muffige Geruch nach staubiger Klei-

dung. Die Hitze. Sein trommelndes Herz, als er den Halt verlor. Oder war alles wirklich passiert?

Erinnerungsfetzen stiegen auf, doch es hatte keinen Sinn, sie ließen sich nicht festhalten. Seine Gedanken waren so flüchtig wie Wassertropfen im Feuer.

Er hatte Hunger. Und seine Muskeln taten weh, wie beim schlimmsten Muskelkater. Hatte er kürzlich Sport gemacht?

Er wollte sich aufsetzen, aber irgendetwas fühlte sich falsch an. Sein Körper gehorchte ihm nicht. Seine Arme und Beine lagen bleischwer auf der weichen Unterlage und bewegten sich keinen Millimeter.

Auch seine Augen. Er strengte sich mit ganzer Kraft an, aber er konnte sie nicht öffnen. Als er erkannte, warum, stürzte ihn der Schock zurück in die Dunkelheit.

Sie waren zugeklebt.

I.

»Wohin soll es gehen?«, fragte der Taxifahrer, kaum war ich eingestiegen. Er schaltete den Taxameter an und legte den ersten Gang ein. Weil ich nicht antwortete, drehte er sich zu mir um.

»Junge Dame, wo soll es hingeh... Moment, ist alles in Ordnung mit Ihnen?« Er kniff die Augen bis auf einen Spalt zusammen, als könnte er mich dadurch besser sehen.

»Ich muss ins Allgemeine Krankenhaus«, sagte ich, die Worte klangen, als hätte ich Kieselsteine im Hals.

»Geht es Ihnen nicht gut?« Sein Blick wanderte besorgt über die anthrazitfarbene Rückbank, als rechnete er damit, dass ich mich jeden Moment darauf übergeben würde.

»Mit mir ist alles okay.«

»So schauen Sie aber nicht aus.«

Er fixierte mich weiter, der Taxameter erhöhte bereits um 50 Cent, obwohl wir uns noch keinen Meter bewegt hatten. »Nicht, dass Sie mir hier meinen Wagen ...«

Normalerweise wäre ich jetzt ausgestiegen und hätte ein neues Taxi gerufen. Doch da ich keine Zeit hatte, holte ich meine Geldbörse aus der Tasche, nahm meine Kreditkarte heraus und reichte sie ihm.

»Für den Fall, dass ich Ihr Taxi anders verlasse, als es momentan aussieht. Und jetzt bitte ins AKH. Schnell.«

Skeptisch betrachtete er die Kreditkarte und murmelte: »Sie heißen Fiore? Wie Maria Fiore?«

»Ja, genau, Maria Fiore. Wenn das was hilft, ich bin die Tochter. Können Sie jetzt bitte losfahren?«

Er drehte sich zu mir, der Ausdruck auf seinem Gesicht war wie ausgewechselt, ein strahlendes Lächeln zog sich von einem Ohr zum anderen. Dann beugte er sich zur Seite, öffnete das Handschuhfach und holte etwas heraus. Es war eine CD.

Die Aufnahme der »Madame Butterfly« aus der Wiener Oper musste um die 20 Jahre alt sein.

Die mit dickem schwarzen Lidstrich mandelförmig geschminkten Augen von Maria Fiore sahen mir besorgt vom CD-Cover entgegen. Maria Fiore, die weltberühmte Opernsängerin, ein Star, eine Diva. Und die Frau, die bis zu ihrem Tod vorgegeben hatte, meine Mutter zu sein. Doch dieses Geheimnis lag mit ihr in einem Ehrengrab am Wiener Zentralfriedhof.

Der Taxifahrer gab mir die Kreditkarte zurück und schnippte die CD-Hülle auf.

»Das freut mich jetzt aber, ich sammle nämlich Autogramme«, sagte er, die Sorge um seine Sitze war vergessen. Er zog das Innenblatt heraus und reichte es mir mit einem Kugelschreiber. »Da Ihre Mutter nicht mehr lebt, darf ich Sie um eines bitten, Frau Fiore?« Er lachte, als wäre das witzig. Energisch nahm ich ihm den Kuli ab, schmierte eine unleserliche Wellenlinie über das Inhaltsverzeichnis und drückte ihm beides wieder in die Hand.

»Ich muss wirklich dringend ins AKH, ich werde erwartet.«

»Sofort.«

Mit einer Hand nestelte der Taxifahrer die CD aus der Halterung. Bevor er sie in den Schlitz des Autoradios schieben konnte, sagte ich: »Ich möchte Radio hören.«

Die Enttäuschung über meine Bitte war am Herabsacken seiner Schultern zu erkennen. Er drückte auf den Einschaltknopf und im nächsten Moment dröhnte aus den Lautsprechern über mir die Stimme einer R&B-Sängerin, Beyoncé oder Rihanna.

Es war ein strahlend schöner Vormittag, einer dieser Sommertage, an denen die Stadt aussieht, als wäre sie in goldenes Licht getaucht. Das Taxi bog in die Ringstraße ein und reihte sich in die rechte Spur. Ich sah aus dem Seitenfenster, die prächtigen Fassaden der Häuser und Hotels glitzerten in der Sonne. Radfahrer zischten über den Radstreifen am Gehweg, Touristen irrten mit Stadtplänen umher, und in den Schanigärten der Nobelhotels frühstückten Geschäftsmänner in enganliegenden Maßanzügen. Als wäre das ein ganz normaler Tag. Aber das war er nicht. Es war der Tag, nach dem ich mich die letzten 18 Monate gesehnt hatte.

Ich weiß nicht, warum ich so überrascht war, als die Fassade der Wiener Oper plötzlich vor uns auftauchte. Vielleicht, weil ich mit meinen Gedanken ganz woanders war. Vielleicht auch, weil ich alles, was ich vor 18 Monaten hier erlebt hatte, so gut es ging, vergessen wollte. Als der Wagen an der Oper vorbeifuhr, sprang die Ampel an der Kreuzung auf Gelb. Ich setzte an, dem Fahrer zu sagen, er solle Gas geben, aber da hatte er auch schon gehalten. Monumental reckte sich rechts des Taxis eines der weltberühmtesten Opernhäuser empor. Unerschütterlich in seiner ganzen Pracht und anscheinend unberührt von den Ereignissen, die darin stattgefunden hatten.

Hier hatten wir ermittelt. Konrad Fürst, zu dem ich gerade ins Allgemeine Krankenhaus unterwegs war, und ich.

Die Ampel sprang auf Grün, das Taxi fuhr los, und die Fassade der Oper zog schmerzhaft an mir vorbei, wie ein Pflaster auf einer Wunde, das man zu langsam abzieht.

Eineinhalb Jahre hatte Konrad wegen seines »Unfalls« in der Wiener Oper im Koma gelegen. Eineinhalb Jahre war ich neben seinem Bett gesessen. Hatte versucht, den Blick auf seine Augenlider zu meiden, die ihm zugeklebt worden waren, um ein Austrocknen der Hornhaut zu verhindern. Hatte auf jede noch so

winzige Bewegung seines Brustkorbs beim Atmen geachtet. Dem Piepsen der Überwachungsmaschine gelauscht. Und mich jeden Tag gefragt, ob er jemals wieder aufwachen würde. Heute war es passiert.

»Oh mein Gott, das wird ja immer schlimmer!«, riss mich die Stimme des Taxifahrers aus meinen Gedanken. Einen absurden Moment dachte ich, er würde über mich sprechen.

»Was?«

Er beugte sich vor und drehte die Lautstärke des Radios höher.

»... den Leichenfund bestätigt. Ich wiederhole, hier ist Andi Knoll. Sie hören Ö3, und wir müssen das Musikprogramm erneut unterbrechen ...« Die sonst so fröhliche Stimme des Radiomoderators klang ernst und tiefer als üblich. »... wie berichtet, wurde in der Prater Hauptallee heute Morgen die Leiche eines Mädchens gefunden. Laut weiteren Informationen handelt es sich um eine 14-jährige Wienerin. Die Polizei geht beim Täter von einem Nachahmer aus. Vorbild für die Tat sollen die vor 30 Jahren stattgefundenen Jugendmorde von Dr. Alfred Riedl sein. Seine Mordserie hatte in den Achtzigerjahren weltweites Aufsehen erregt. Riedl war anerkannter Kinderarzt, Ehemann und Vater von drei leiblichen Kindern und einer Adoptivtochter. Und er war der Mörder von drei Jungen und drei Mädchen im Alter von 13 bis 16 Jahren. Sie waren innerhalb eines Jahres aufgefunden worden, erstochen mit 21 Messerstichen. Ich will das gar nicht weiter vorlesen ...«

Die Worte zogen an mir vorbei, als würden sie bei einem Ohr hinein- und bei dem anderen gleich wieder hinausgehen. »Können Sie das bitte leiser machen?«, fragte ich, doch der Taxilenker reagierte nicht. Ich versuchte es noch einmal, er reckte seitlich den Kopf und nickte mir freundlich zu. »Ist es laut genug?«

»Zu laut«, sagte ich.

»Ja, gell, super Anlage.«

Wahrscheinlich war er schon schwerhörig. Ich gab auf, ver kroch mich im Sitz und schloss die Augen.

»Nach dem sechsten Mord wurde Dr. Alfred Riedl überführt. Darauf entbrannte ein politischer Skandal, niemand konnte sich vorstellen, dass Riedl zu solchen Taten fähig war. So etwas war einfach nicht möglich. Der Polizei wurden Ermittlungsfehler vorgeworfen, bis Riedl selbst alle Zweifel an seiner Schuld zerstreute. Er gestand die Morde, die Jugendlichen hatte er bereits Jahre zuvor ... Moment, ich bekomme gerade eine aktuelle Meldung der Polizei herein. Oh nein ... die beste Freundin des Opfers wird vermisst. Sie ist ...«

Mein Handy in der Tasche vibrierte, sonst hätte ich den Anruf nicht bemerkt. Hannes' Name stand am Display. Es hatte lange gedauert, bis wir zuerst ein Paar und schließlich eine kleine Familie geworden waren. Ich hob ab, bei ihm war Stimmengewirr zu hören. Der Taxifahrer drehte das Radio nicht leiser, ich musste mir ein Ohr zuhalten, um Hannes zu verstehen.

»Lotta, bist du schon bei Konrad im Krankenhaus?« Er klang gehetzt, seine Stimme hatte diesen zittrigen Bass, wie immer, wenn er in höchster Anspannung war. Was in seinem Job öfter vorkam, da er als Kommissar in der Mordkommission arbeitete. Aber eigentlich sollte er jetzt zu Hause sein, gemeinsam mit Konny, unserem sechs Monate alten Sohn.

»Nein, was ist los? Ist was mit Konny?«

Seine Antwort wurde durch laut gerufene Anweisungen im Hintergrund überlagert. »Was hast du gesagt, ich verstehe nichts, es ist so laut«, brüllte ich ins Telefon.

Zum Glück dachte der Taxifahrer, ich würde ihn meinen, denn er schaltete das Radio aus.

»Ein Mädchen wurde ermordet, ihre Leiche liegt im Prater. Sie haben mich angerufen ...«

»Wo ist Konny?«, fragte ich alarmiert.

»Es ist alles in Ordnung, mach dir keine Sorgen. Anna kümmert sich um ihn.« Sofort entspannte ich mich. Unsere Nachbarin Anna liebte Konny, sie passte gern auf ihn auf.

»Ich musste herkommen. Das Mädchen wurde erstochen mit ... es ist furchtbar. Auf so etwas ist man nie vorbereitet.«

In der Leitung klopfte es, ich nahm das Handy für einen Moment vom Ohr, um den Namen des Anrufers lesen zu können.

SA Krump. SA für Superarsch.

Normalerweise reichte schon die Nennung seines Namens, und Wut flammte in mir auf wie ein angerissenes Streichholz. Hauptkommissar Krump war nicht nur Hannes' Vorgesetzter bei der Kriminalpolizei, in meinen Augen war dieser kleine verschlagene Mann auch die »Ausgeburt des Bösen«. Er hatte es erfolgreich geschafft, sich auf der Seite der Guten zu verstecken, indem er den richtigen Leuten in den Hintern gekrochen war und noch immer darin steckte.

Ich drückte ihn weg und fragte Hannes: »Wieso ruft Krump mich an?«

»Heinz Krump? Mein Chef?«, fragte Hannes.

»Ja. Warte, es klopft schon wieder.« Ich sah erneut aufs Display. »Er ist es noch mal.« Rasch drückte ich den Anruf wieder weg.

»Wahrscheinlich sucht er mich, ich bin gerade erst eingetroffen. Ich ruf ihn an.«

Ich sagte nichts, er wartete kurz, dann sagte er: »Ich liebe dich«, und legte auf.

Er sagte es nicht oft, doch jedes Mal, wenn er es tat, wirbelte es mich durch, als wäre ich im Inneren einer Schneekugel, die gerade geschüttelt wurde. Diese drei Worte fielen Hannes leicht, als wären sie ganz normal, so wie man »Guten Morgen« oder »Danke« sagt. Gehört hatte er es in den letzten eineinhalb Jahren von mir nie.

Kaum hatte Hannes aufgelegt, rief Krump wieder an, ich zögerte, doch dann drückte ich ihn zum dritten Mal weg.

Das Taxi kam so abrupt zum Stehen, dass ich mich am Vordersitz abstützen musste.

»Das macht 12 Euro 80«, sagte der Taxifahrer. Ich hatte es nicht bemerkt, aber wir waren da. Rechts vom Auto erhob sich die dunkle Fassade des Allgemeinen Krankenhauses, in dem Konrad lag. Schlagartig krampfte sich alles in mir zusammen.

Ich bezahlte und lief mit Wachsknien durch den Krankenhausingang, stolperte zwei Mal in der Halle beim Weg zu den Aufzügen.

Im 17. Stock stieg ich aus.

Der Flur war menschenleer. Nur meine Schritte hallten in dieser Totenstille. Bis auf den Geruch nach Desinfektionsmittel wirkte alles so unwirklich wie die Kulisse in einem Film. Ich wischte mir den kalten Schweiß von der Stirn und atmete ein paarmal tief durch.

Mein Herz hämmerte, und das Blut rauschte in meinen Ohren. Ich schluckte Tränen hinunter, bemühte mich zu lächeln, damit ich Konrad durch meine Aufregung nicht erschreckte. Dann öffnete ich die Tür zu seinem Krankenzimmer.

Doch ich konnte weder ihn noch sein Bett sehen, denn jemand versperrte mir die Sicht. Jemand, den ich, obwohl er mit dem Rücken zu mir stand, sofort erkannte. Jemand, der eben drei Mal versucht hatte, mich telefonisch zu erreichen. Hauptkommissar Heinz Krump.

1. Interview, 48 Stunden zuvor

»Also, Emmy, erzähl ein bisschen von dir«, hörte sie eine Stimme aus der Dunkelheit hinter den Scheinwerfern.

Sie klang merkwürdig, ein wenig verzerrt und knatternd, fast wie die Stimme von Onkel Robert, nachdem sein Kehlkopf herausgeschnitten worden war und er durch dieses Loch im Hals hatte reden müssen. Aber im Gegensatz zu ihrem Onkel konnte sie nicht ausmachen, ob es die Stimme von einem Mann oder einer Frau war.

»Wer spricht da?«, fragte sie und schob sich die Haare hinter die Ohren. Ihr Mund war so trocken, dass die Zunge am Gaumen festklebte.

»Jemand, der dich kennenlernen will. Erzähl von dir, Emmy.«

Sie war alleine hier. Niemand wusste, wo sie war. Sie konnte nicht sehen, wer da mit ihr sprach.

Die Angst wanderte durch sie hindurch, aber trotzdem blieb sie stehen, unterdrückte jeden Impuls wegzulaufen. Normalerweise konnte sie ihre Angst ignorieren. In den vergangenen vier Jahren hatte sie gelernt, stillzuhalten und zu gehorchen.

Doch jetzt war Flucht der einzige Gedanke, der in ihrem Kopf Platz fand. Weg. Sie schnappte nach Luft. Tränen machten sich selbstständig und flossen ihre Wangen herunter. Hektisch wischte sie sie ab.

»Emmy, du hast doch keine Angst?«, fragte die widerliche Stimme. War das Einbildung, oder hatte die Frage amüsiert geklungen?

»Ich möchte gehen«, sagte sie. Die Worte holperten aus ihr heraus, als würde sie eine Treppe hinunterstolpern.

»Wirklich?«

»Ja.«

»Du bekommst dann aber keine 200 Euro.«

»Das macht nichts. Ich will bitte gehen. Bitte.«

»Schade. Aber natürlich, wenn du das möchtest. Hinter dir ist die Tür.

Mach es gut.«

Dieses Gefühl, als sie die Türklinke herunterdrückte und sich mit aller Kraft dagegenstemmte, bis sie den Gang dahinter im Lichtschein sah, war überwältigend. Nie wieder würde sie so etwas Unüberlegtes tun. Nie, nie wieder!

»Ach, eine Sache noch«, sagte die Stimme, als sie schon mit einem Fuß draußen war, »wenn du oben Diana siehst, schick sie doch bitte gleich herunter.«

Sie wollte schon nicken, als sie plötzlich begriff, was sie da gehört hatte.

»Meinen Sie meine Freundin Diana?«

»Ja.«

»Hat sie auch eine Einladung bekommen?«

»Auf Wiedersehen, Emmy.« Das Scheinwerferlicht wurde ein wenig runtergedreht, sonst passierte nichts. Keine Antwort auf ihre Frage.

»Auf Wiedersehen.«

Sie zögerte, blieb stehen. Hatte sie überreagiert? Wenn Diana auch gekommen war, dann konnte es doch nicht schlimm sein. Und was das hier auch war, sie wären gemeinsam da. Ein Gefühl von Sicherheit machte sich in ihr breit.

»Ich möchte bleiben, aber können wir auf Diana warten?«, fragte Emmy.

Die Stimme verstummte, und gerade als das Mädchen dachte, sie würde nicht mehr antworten, hieß es: »Gut. Aber während wir auf sie warten, zieh schon mal die Sachen hinter dem Paravent an und lackier dir die Nägel.«

»Was für Sachen?«

Der Scheinwerfer wurde wieder hochgedreht. Erst jetzt bemerkte sie ein paar Meter von der Tür einen dunkelroten Paravent. Aber um zu sehen, was sich dahinter befand, müsste sie weg von der Tür, weg von dem Ausgang. Unschlüssig blieb sie stehen.

»Es ist besser, du gehst, du bist anscheinend noch nicht so weit. Schade, ich dachte, du bist schon erwachsen genug. Diana soll alleine herkommen«, sagte die Stimme. Dann wurde das Licht so weit heruntergedreht, dass der Raum fast ganz im Dunkeln lag.

Was hatte es bloß mit dieser ganzen Sache hier auf sich? Wieso konnte sie nicht einfach auf ihre Freundin warten, anstatt irgendeine Kleidung anzuziehen? Wenn ihr doch nur einfallen würde, was es gab, das sie beide ...

Sie stoppte den Gedanken, bevor sie ihn zu Ende gedacht hatte. Die Antwort war soeben aufgetaucht und schob alle Verwirrung und Bedenken beiseite. Es war plötzlich so offensichtlich, dass sie auflachte. Und sie verstand auch den Grund, warum es ihr nicht sofort eingefallen war. Sie hatten es bereits vor drei Monaten getan, darum hatte sie nicht mehr daran gedacht.

Damals hatten Diana und sie sich für die neue Staffel von »Austria's next Topmodel« beworben. Sie hatten dafür extra Fotos voneinander gemacht. Und waren beide so enttäuscht gewesen, weil sie keine Einladung zum Casting bekommen hatten. Hinter dem Paravent befand sich sicher die Einheitskleidung, um bei der Auswahl der zukünftigen Models nicht vom Outfit beeinflusst zu werden.

Das hier war ein Test. So etwas wurde in den Topmodel-Shows gemacht, um herauszufinden, wie professionell sich die Models in schwierigen Situationen verhielten. Zum Glück hatte sie nicht zu sehr geheult, wahrscheinlich wurde sie schon die ganze Zeit gefilmt.

Da musste irgendein Prominenter hinter den Scheinwerfern sitzen. Darum war die Stimme verzerrt, damit man nicht erkannte, wer es war. Die Türschnalle glitt ihr aus der Hand und schloss mit einem leisen Schnappgeräusch.

»Ich ziehe die Sachen an, während wir auf Diana warten«, sagte Emmy.

»Okay.« Das Licht wurde wieder hochgedreht, und sie ging zum Paravent hinüber. Dahinter befand sich ein schwarzer Hocker. Zu ihrer Verwunderung lag darauf nicht eine Jeans und ein weißes T-Shirt, wie bei der Auswahl zur letzten Staffel, sondern ein gelbes T-Shirt und eine kurze graue Hose. Daneben ein Fläschchen mit pinkfarbenem Nagellack. Die Kleidung roch ein

bisschen muffig, wie die Wintersachen, die ihre Mutter Ende Oktober aus den Koffern holte. Sie suchte ihre Taschen nach ihrem Handy ab, sie wollte Diana eine SMS schicken, dass sie hier war und ihre Freundin sich beeilen sollte. Diana kam notorisch zu spät, immer. Emmy hatte sich schon daran gewöhnt, aber Diana hatte erzählt, dass sie ihre Lehrer damit in den Wahnsinn trieb und eine Verwarnung bekommen hatte. Sie waren nicht auf derselben Schule, dafür waren Emmys Noten in den letzten Jahren zu schlecht geworden.

Emmy konnte das Handy nicht finden. Mist, sie musste es zu Hause vergessen haben. Also zog sie sich rasch um, setzte sich auf den Hocker und begann ihre Fingernägel zu bemalen. Ihre Gedanken schweiften ab. Diana und sie würden um die Welt reisen, von einem Job zum nächsten, auf Laufstegen Kleider präsentieren, für Fotos posieren, am roten Teppich gehen. Und sie, Emmy, wäre endlich, endlich weg von ihrem Stiefvater.

Als der letzte Nagel lackiert war, stand sie auf und trat hinter dem Paravent hervor in die Mitte des Raums. Der Scheinwerfer wurde wieder hochgedreht, aber jetzt machte es ihr keine Angst. Im Gegenteil. Diana würde sicher jeden Moment kommen.

»Was würdest du für 100 000 Euro tun, Emmy?«, fragte die Stimme.

»Alles«, schoss es automatisch aus ihrem Mund.

»Alles?«

»Ja, ich würde alles für 100 000 Euro tun. Und Diana sicher auch.«

100 000 Euro, das war der Gewinn für das Model, das in der finalen Liveshow die meisten Anrufe bekam. Wenn sie es in die Show schafften, dann würden sie sich nie wieder so winzig und unbedeutend fühlen. Und dann würde sie sicher nie mehr von ihrer Mutter hören, wie kleinbehirnt und einfältig sie war, oder diese Sachen mit ihrem Stiefvater machen müssen.

Ein Sessel wurde gerückt. Schritte kamen auf sie zu. Wahrscheinlich wollte ihr die prominente Person gratulieren, dass sie es in die Show geschafft hatte. Ach, wieso verspätete sich Diana ausgerechnet jetzt?

Obwohl sie noch nichts erkennen konnte, sprang Emmy, kaum sah sie

die ersten Schemen, in die Luft und warffreudig die Arme über ihren Kopf. Das würde man sicher in der Sendung zeigen.

Schon im Sprung erkannte sie, dass sie die Person in weißer Kleidung nicht kannte, die da auf sie zukam. Und das in deren Hand konnte auch kein Papier sein, dafür glänzte es zu stark.

Sie war so irritiert, dass sie nicht mehr auf ihre Körperhaltung achtete und umknickte, als sie wieder am Boden landete. Der stechende Schmerz im linken Knöchel ließ sie rückwärtsstolpern. Sie fiel der Länge nach hin.

Viel zu spät erkannte sie ihren Fehler. »Wieso ... haben Sie ein Messer?«, fragte sie.

Sie bekam keine Antwort. »Bitte nicht«, flehte sie.

Das hier musste ein Irrtum sein. Solche Dinge passierten nicht. Nicht ihr. Sie hatte doch alles richtig gemacht.

Das Bild ihrer Mutter tauchte in ihrem Kopf auf. Ob sie die vielen Male bereuen würde, wenn sie »dummes Gör« zu ihr gesagt hatte? Ob sie um sie weinen würde? Wahrscheinlich saß sie gerade vor dem Fernseher, wie jeden Nachmittag. Sah sich eine Talkshow an, gab heimlich Whiskey in ihre Cola light und telefonierte nebenbei mit ihrer Schwester.

Was würde ihr Stiefvater tun, wenn er sie nicht mehr in der Nacht besuchen kommen konnte? Wenn er sein »kleines Zuckerdöschen« nicht mehr hatte, das er in die »Geheimnisse der körperlichen Liebe« einweihen konnte?

Wie würde es Diana gehen? Ihrer besten Freundin, die kostbarer war als alles andere und die Einzige, der sie vom »Steifvater« erzählen konnte.

Ein letzter Blick in die Vergangenheit holte sie fort. Sie war wieder auf der Wiese. Die Frühlingsblumen wehten im warmen Wind. Sie hatten sich Gänseblümchen zwischen die Zehen gesteckt und Kirschsäfte aus Plastikflaschen getrunken. Wie alt war sie da? Zehn? War das ihre glücklichste Erinnerung?

Diana hatte ihr die Hand gereicht, ihre Finger ineinander verschränkt. Und sie hatten gelacht. Über den schwarzweißen Welpen, der ständig über seine eigenen Pfoten fiel. Dass sie an diesem Abend den neuen Mann an der Seite ihrer Mutter kennenlernen würde, hatte sie nicht gewusst. Der Mann,

den ihre Mutter so viel mehr liebte als sie. Der Mann, der kein kleines Mädchen in ihr sah.

Das Messer wurde tief in ihren Brustkorb gestoßen. Sie wurde in einem Raum ermordet, in dem sie nie zuvor gewesen war. Beleuchtet von drei Scheinwerfern. Voller Pläne für eine Zukunft, die nie stattfinden würde.

»Mama«, war das letzte Wort von Emmy Hauser, 14 Jahre alt.

2.

Der Anblick von Hauptkommissar Krump in Konrads Krankenzimmer gehörte in die Kategorie ›Das muss eine Halluzination sein‹. Doch der weißhaarige Mann, bei dem ich immer an einen Kobold in einem Märchen dachte, löste sich nicht in Luft auf. Und ich war zu fassungslos, um zu reagieren. Der Hauptkommissar hatte mich nicht bemerkt, er war damit beschäftigt, auf Konrad, der im Bett lag, einzureden.

»... Vermisstenmeldung ...«, sagte Krump und beugte sich vor, »... gleich eine Pressekonferenz ... Opfer, Konrad ... die ersten 24 Stunden ... damals bei Riedl ... 21er-Mörder ... jedes Detail erzählen.« Anscheinend antwortete Konrad nicht, denn Krump kam wieder hoch und trat zur Seite. »Jetzt red schon. Wieso schaust du mich so an?«, sagte er lauter.

Erst jetzt sah ich Konrad. Er lag halb aufgerichtet im Bett, zwei Kissen steckten hinter seinem Rücken. Obwohl seine Hände auf der weißen Bettdecke ruhten, zitterten sie leicht. Sein Gesicht war zerknittert und blass, als wäre es aus Pergamentpapier, und schwarzviolette Ringe umrandeten seine Augen.

Vorher war mir nicht mehr aufgefallen, wie abgemagert er war. Sein Blick war verwirrt und ängstlich, er sah an Krump vorbei in meine Richtung, ohne Ziel, als würde er durch mich hindurchschauen. Es war ein Schock, ihn so zu sehen. Dieses veränderte, fast schon fremde Gesicht unter den gewellten dunklen Haaren, die mittlerweile mit unzähligen Silberfäden durchzogen waren.

»Geht's dir nicht gut?«, fragte Krump. »Komm, Konrad, rei dich nur für einen Moment zusammen!«

»Nein ... nein ... nein.«

Das war aus Konrads Mund gekommen. Gekrcht und mit hoher Stimme, wie ein Stück trockener Kreide, das über eine Schultafel kratzt.

Endlich fand ich nicht nur meine Stimme, sondern auch meine Wut auf Krump wieder. Ich machte einen Satz nach vorne, und noch ehe der Hauptkommissar begriff, dass ich da war, hatte ich ihn am Arm gepackt.

»Verdammt, was soll ... Fiore ...?«, sagte er. Doch ich reagierte nicht, sondern zerrte ihn aus dem Krankenzimmer.

Erst als wir draußen waren, ließ ich ihn wieder los und schloss so leise wie möglich hinter uns die Tür zu Konrads Zimmer. Es kostete mich jeden Funken an Selbstbeherrschung, nicht loszubrllen.

»Was haben Sie hier zu suchen, Krump?«

Der Hauptkommissar machte eine abfällige Handbewegung, als wäre ich es nicht einmal wert, dass er mir antwortete, und wollte an mir vorbei, zurück in Konrads Zimmer.

»Wagen Sie es ja nicht!« Mein Arm schoss vor, und mit dem Ellbogen drückte ich ihn zurück.

»Verdammt, Fiore, ich hab jetzt keine Zeit für Ihre Spinnereien.«

Er packte mich. Ich war überrascht, wie kräftig dieser kleine Mann war. Ich entwand mich seinem Griff, er zuckte zurück, als wäre er selbst erschrocken, zu welcher Reaktion er sich hatte hinreißen lassen.

»Pardon«, murmelte er und trat einen Schritt von mir weg.

Ich baute mich mit ausgebreiteten Armen vor der Tür zu Konrads Krankenzimmer auf. »Nur über meine Leiche kommen Sie da noch mal rein.«

Krump rang nach Worten, warum, war mir nicht klar, denn er war sonst auch nie zimperlich mit mir umgegangen. Vor Anstrengung, die ihn die Zurückhaltung augenscheinlich kostete, schnaubte er so sehr, dass seine Nasenflügel bebten.

»Und ... wie ist es mit der Leiche ... einer 14-Jährigen?«, presste er hervor.

Doch es reichte ein »Das tote Mädchen im Prater? Deshalb wollen Sie zu Konrad? Soll er den Mörder für Sie finden? Wollen Sie mich verarschen?« von mir, da verflog seine Mäßigung auch schon.

Mit seinen kurzen fleischigen Fingern fuchtelte er mir vor dem Gesicht herum und krächte: »Ich habe eine tote 14-Jährige, die es so nicht geben darf, und ein Mädchen, das verschwunden ist. Und wenn sie nicht bald auftaucht, dann wird sie es sehr wahrscheinlich auch nie wieder tun. Der Einzige, der mir darüber etwas erzählen kann, liegt da drin. Also lassen Sie mich gefälligst wieder zu ihm. Oder soll ich der Presse sagen, es tut mir sehr leid, mir sind bei den Ermittlungen die Hände gebunden, weil eine geschasste Polizeischülerin sich querlegt? Jetzt gehen Sie aus dem Weg, Fiore! Ich hab keine Zeit, ich muss zu Konrad.«

Einen Moment standen wir da, als wäre einer von uns der Stier und der andere der Torero. Außer Krumps Schnaufen war nichts zu hören. Ich bewegte mich keinen Millimeter, starrte ihn nur an, ohne zu blinzeln.

»Was soll gerade er darüber wissen? Er lag 18 Monate im Koma!«

»Es geht um den 21er-Mörder.«

»Den was?«

Krump rang übertrieben nach Luft. »Sie wollten zur Polizei und wissen nichts über einen der spektakulärsten Fälle! Bravo! Dr. Alfred Riedl, der 21er-Mörder, er hat in Wien sechs Jugendliche im Alter von 13 bis 16 Jahren umgebracht. Vor 30 Jahren.

Konrad war damals der ermittelnde Kommissar, als Riedl gefasst wurde. Es war sein Fall. Niemand weiß so viel darüber wie er. Heute Morgen wurde diese Leiche der 14-Jährigen gefunden. Getötet nach haargenau demselben Schema, mit dem Riedl es vor 30 Jahren getan hat. 21 Messerstiche. Und auch der Rest ... die Schnellanalyse hat ergeben, dass sich jede Menge DNA von Alfred Riedl auf der Leiche befindet.«

Die Radiomeldung, die ich im Taxi gehört hatte. Hannes' Anruf.

»Dann war er es eben wieder. Fall gelöst. Auf Wiedersehen, Krump.«

Krump bleckte seine Zähne wie eine Ratte. »Lesen Sie auch mal Zeitung, Fiore? Alfred Riedl ist vor drei Tagen gestorben. Im Gefängnis, in dem er seit seiner Inhaftierung gesessen hat.«

Obwohl ich es nicht wollte, verflog meine Wut auf Krump augenblicklich.

»Ich brauche Konrad. Er hat Riedl studiert, hat ihn aufgespürt, lange bevor irgendwer bei der Polizei wusste, was Profiling überhaupt bedeutet. Wenn wir dieses verschwundene Mädchen nicht so schnell wie möglich finden, dann ...« Er seufzte genervt, lehnte sich gegen die Gangmauer. »Ich wäre nicht gekommen, wenn ... ach, Sie wissen schon.«

Ich stellte mich neben ihn und verschränkte die Arme. Hier so bei Krump zu stehen hatte etwas, als wären die Naturgesetze außer Kraft.

»Ich sag es nicht gerne, Fiore. Bei Gott. Aber ich brauche Ihre Hilfe. Sie und Konrad, vor dem Unfall, Sie haben sich sehr nahegestanden, nicht wahr?«

Sofort richtete ich meinen Blick in die entgegengesetzte Richtung, damit Krump mein erschrockenes Gesicht nicht sehen konnte. Der Hauptkommissar war hinterlistig. Vielleicht war das eine Fangfrage, um zu sehen, wie ich reagierte? Bis jetzt hatte ich

keine Ahnung, ob er von dem Geheimnis wusste, das ich kurz nach Konrads Unfall vor 18 Monaten erfahren hatte.

Es war die Geschichte eines Mädchens, das im Alter von vier Jahren auf einem Parkfest entführt worden war. Ihr Vater hatte ihr gerade ein Eis gekauft und nicht aufgepasst. Sie war wohl zu der Clownshow, wegen der sie dort waren, vorausgelaufen. Doch sie kam nie dort an. Die berühmte, geachtete und verehrte Operndiva Maria Fiore hatte das Mädchen abgepasst und mitgenommen. Und vor 18 Monaten hatte ich erfahren, dass ich dieses Mädchen war.

Ich hatte keine konkrete Erinnerung an diese Entführung, die vor fast 25 Jahren stattgefunden haben sollte. Es gab nur schemenhafte, blasse Bilder in meinem Kopf, von denen ich nicht wusste, ob sie der Realität entsprachen.

Doch wenn diese Geschichte stimmte, dann war mein richtiger Name nicht Carlotta Fiore.

Sondern Julia Fürst. Die Tochter von Konrad Fürst, der jetzt ein paar Meter von mir entfernt lag, nur getrennt durch die Tür zu seinem Krankenzimmer. Und neben mir stand Hauptkommissar Heinz Krump, der Mann, der dafür verantwortlich war, dass man damals die Suche nach Julia eingestellt hatte.

Obwohl durch Krumps Initiative das Mädchen offiziell für tot erklärt worden war, hatte Konrad die Suche nach seiner Tochter nie aufgegeben. Und durch sein Koma war es bis jetzt ein ungelöstes Rätsel, ob ich wirklich Julia war.

»Warum wollen Sie das wissen?«, fragte ich Krump, ohne ihn anzusehen.

»Weil ich Sie jetzt um etwas bitten muss. Befragen Sie ihn so schnell wie möglich nach den Ermittlungen damals. Ich muss wissen, ob jemals der Verdacht bestand, dass Riedl nicht der Mörder war? Ob er möglicherweise einen Komplizen hatte? Ich Sorge dafür, dass Sie alle notwendigen Unterlagen erhalten.«

Sein Handy klingelte, er holte es aus seiner Sakkoinnentasche und zuckte zusammen, als er aufs Display sah. Er meldete sich mit seinem Titel und Namen, hörte kurz zu und sagte: »Einen kurzen Moment bitte, ich bin sofort bei Ihnen.«

Dann hielt er das Mikrofon seines Telefons verdeckt und flüsterte: »Kann ich auf Sie zählen?«

Er wartete meine Antwort nicht ab. »Rufen Sie mich sofort an, wenn Sie etwas wissen.«

Er nahm seinen Finger wieder vom Telefon. »Verzeihen Sie die Verzögerung. Sie können mich jetzt zum Herrn Innenminister durchstellen, vielen Dank«, säuselte er ins Telefon, machte kehrt und lief Richtung Treppe.

Als sowohl der Hall von Krumps Schritten als auch seine Stimme verstummt waren, löste ich mich von der Wand. Wieder setzte ich mein Lächeln auf und öffnete die Tür zu Konrads Krankenzimmer.

Er saß unverändert auf seinem Bett. Sonnenstrahlen fielen durch das Fenster auf seine weiße Bettdecke. Er nickte kaum merklich, sah mich aber nicht an.

Mein Lächeln fiel mir aus dem Gesicht. Ich wollte etwas sagen, war aber unfähig, meine Lippen, geschweige denn sonst irgend etwas zu bewegen. Krumps Worte und alles, worum er mich gebeten hatte, waren wie weggeblasen. Konrad. Er war wach. Ich konnte nur stumm dastehen und ihn anstarren.

Er wandte sich ab, sah aus dem Fenster, dann drehte er so langsam sein Gesicht wieder zu mir, als würde ihm die Bewegung Schmerzen bereiten. Er runzelte die Stirn, etwas in seinem Ausdruck veränderte sich, er streckte den Kopf vor und legte ihn leicht schief.

Zum ersten Mal seit eineinhalb Jahren sah Konrad mir in die Augen. Er öffnete seinen Mund ein paar Millimeter, ich dachte, er wollte etwas sagen. Doch dann zog er einen Mundwinkel hoch zu

diesem schiefen Lächeln, mit dem er mich früher oft angelächelt hatte. Ich hatte meine Hoffnung auf dieses Lächeln schon aufgegeben. Mir jedes Mal selbst STOP zugebrüllt, wenn mich die Sehnsucht danach überrollte. Doch jetzt war es da. Konrad Fürst war wirklich wieder da.

Ein Lachen, tief aus meinem Bauch, stolperte an die Oberfläche.
»Ha«, kullerte es aus mir heraus, »haha ... hahahaaaaaa.«

Ich lachte und lachte und konnte gar nicht mehr aufhören. Ich stürzte auf ihn zu, fiel ihm um den Hals und presste mein Gesicht an seine Schulter. Tränen mischten sich in mein Lachen, zuerst aus Glück und Freude, doch dann wurden sie immer mehr und mehr. Und irgendwann wusste ich nicht mehr, ob ich lachte oder weinte.

»Wie ... wie geht ... es dir?«, fragte ich.

Statt einer Antwort begann er zu brummen, zuerst leise und dann immer lauter. Die Laute klangen wie »Krum ... Krum«. Als würde er versuchen, Krumps Namen auszusprechen.

»Ja, Krump ... war hier. Er braucht deine Hilfe. Ein Mädchen ... sie ist ...«

Ich konnte vor Schluchzen nicht weitersprechen.

»Sch, sch«, beruhigte mich Konrad, »sch, sch, sch.«

Er umfasste mit seinen Händen meine Oberarme und schob mich ein Stückchen von sich. Sein Griff war so leicht, dass ich ihn fast nicht spürte. Ich wollte ihn wieder umarmen, doch er schüttelte den Kopf, drückte ein bisschen fester zu und schob mich noch weiter von sich weg. Und dann noch weiter. Er schob mich so weit, dass er dabei fast aus dem Bett fiel. Erst dann ließ er meine Oberarme los.

»Brauchst du was?«, fragte ich und wischte mir über das Gesicht. »Soll ich ...?«

Er bedeutete mir mit erhobener Hand, nicht weiterzusprechen, mit der anderen Hand tastete er nach dem beigen Hörer, der am Haltegriff über seinem Bett befestigt war.

Ein leises Pfeifen ertönte aus dem Gang, dann waren laufende Schritte zu hören, die Tür wurde aufgerissen, und eine dunkelhäutige Frau in weißer Krankenschwesternuniform stürmte herein. Ich kannte sie, ihr Name war Betty.

»Ist alles in Ordnung, Herr Fürst?«

Erst als Konrad den rechten Zeigefinger ausstreckte und auf mich deutete, bemerkte sie, dass ich auch da war.

»Wer ... das?«, krächzte Konrad.

»Was meinst ...«, sagte ich. Er unterbrach mich und wiederholte so laut, dass sich sein Körper vor Anstrengung schüttelte: »WER ... DAS?«

»Bitte, Herr Fürst, bitte, Sie dürfen sich nicht aufregen.«

Die Krankenschwester ging auf ihn zu, während sie mich anschaute und mit einem Kopfnicken zur Tür wies. Aber ich begriff nicht und blieb stehen.

»Es ist alles in Ordnung, Herr Fürst, bitte, alles in Ordnung, so beruhigen Sie sich doch.«

Konrad rang so panisch nach Luft, dass sein Gesicht purpurrot anlief.

»WER ... DIESE FRAU?«

Seine Stimme klang wie zerreißendes Papier.

»JETZT GEHEN SIE ENDLICH«, brüllte mich die Krankenschwester an und betätigte den Notfall-Schalter an der Wand hinter Konrads Bett. »RAUS! SOFORT!«

Ich hörte sein Röcheln, als ich das Zimmer verließ, untermalt von Bettys beruhigendem Gemurmel, bei dem sie ihm immer wieder beteuerte, dass alles gut war.

Eine Frau und ein Mann in weißen Kitteln rauschten an mir vorbei in sein Zimmer. Die Frau kannte ich ebenfalls. Dr. Kirchschlager, eine Neurologin Anfang 40, die zum Ärzteteam der Station gehörte.

Keine Sekunde später kam der Mann wieder heraus, ver-

schwand kurz in einem angrenzenden Raum, um gleich darauf mit einem silbernen Rollwagen, auf dem sich verpackte Spritzen und Glasflaschen mit durchsichtigen Flüssigkeiten befanden, erneut in das Krankenzimmer zu stürmen. Dann wurde es ruhiger.

Meine Beine wurden so weich, als wären sie aus Wasser. Ich konnte nicht mehr stehen, rutschte hinunter und setzte mich auf den Steinboden. Die Kälte der Fliesen kroch in mich hinein, ich schloss die Augen und versuchte, an nichts zu denken.

Die Tür zu Konrads Zimmer ging wieder auf, dann war eine Frauenstimme zu hören, die flüsterte: »Sie sind so ein depperter Idiot! Ich weiß, dass das Ihr erster Tag auf der Station ist, aber ohne Erlaubnis anzurufen, wissen Sie, was das für Folgen haben kann?« Darauf eine andere Frauenstimme: »Nicht hier, Frau Doktor. Sie ist noch da.«

Ich sah hoch. Konrads Neurologin hatte mit dem jungen Arzt im weißen Kittel geschimpft, die dunkelhäutige Krankenschwester stand zwischen den beiden wie ein Schiedsrichter.

Er sah erschrocken zu mir herunter. In dem Moment, wo sich unsere Blicke trafen, wusste ich: Grasgrün, gebackener Emmentaler und 29 Jahre. Lieblingsfarbe, letzte Mahlzeit und das Alter. Meine »Eingebungen« waren seltener geworden – viel seltener, seit ich ihren vermeintlichen Ursprung kannte, aber weggegangen waren sie nicht. Wenn ich einem Menschen, den ich nicht kannte, zum ersten Mal in die Augen sah, tauchten diese drei Dinge in meinem Bewusstsein auf, als hätte ich sie eben auf einem Plakat gelesen.

Der junge Arzt stammelte: »Es tut mir ... so leid, ich wusste wirklich nicht ...«, doch da unterbrach ihn die Krankenschwester mit den Worten: »Herr Doktor, bitte, kommen Sie doch mit, ich brauche Ihre Unterschrift«, hakte ihn unter und ließ mich alleine mit Konrads Ärztin.

»Was war das eben? Was heißt, er könnte jetzt tot sein?«

»Frau Fiore ...«

»NEIN!« Es war schärfer herausgekommen, als ich beabsichtigt hatte. »Was ist los?«

Dr. Kirchschrager senkte den Blick.

»Warten Sie bitte, ich rufe lieber den Herrn Primar an.«

So schnell ich konnte, stand ich auf.

»Ich will mit keinem Primar sprechen. Sagen Sie es mir. Bitte.« Sie musterte mich, und nach einem kurzen Zögern nickte sie.

»Gut, ja, aber nicht hier. Kommen Sie mit.«

Ich folgte ihr den Krankenhausgang entlang bis in einen Besprechungsraum, in dem nichts weiter stand als ein riesiger metallener Aktenschrank, davor ein weißer Schreibtisch und zwei Plastikstühle.

Sie öffnete die oberste Schublade des Aktenschranks und nahm eine Krankenakte heraus. Dann hob sie den Stuhl, der hinter dem Schreibtisch stand, und stellte ihn neben den für Besucher. Es war eine nette Geste, dass wir nebeneinandersaßen. Zu nett und darum beunruhigend. Sie legte sich die Akte auf den Schoß und verschränkte ihre schmalen Finger ineinander.

»Okay. Sie haben sicher viele Fragen, aber zuerst möchte ich Ihnen sagen, dass es Herrn Fürst den Umständen entsprechend nicht schlecht geht. Dass er nach der langen Zeit in diesem Zustand aufgewacht ist, gleicht einem Wunder.«

Sie öffnete die Akte und warf einen Blick hinein. Ihre brünetten Haare fielen ihr ins Gesicht, sie strich sie schwungvoll mit großer Geste zurück, als wären wir an der Riviera und nicht in einem Spital.

»Soweit man das bis jetzt beurteilen kann, hat die Motorik kaum Schaden genommen. Das Gehen wird ihm die nächsten paar Monate noch schwerfallen, aber das ist normal und bei allen ehemaligen Komapatienten so. Sie wissen doch, dass er tägliche Strombehandlungen gegen den Muskelabbau bekommen hat?«

»Ja, weiß ich. Aber was haben Sie vorhin gemeint mit den Folgen?«

»Das Problem ist sein Gehirn. Der Zeitraum zwischen Eintritt des klinischen Todes und der Wiederbelebung war bei Herrn Fürst relativ lang.«

»Ja, ich war dabei.«

»Bei Patienten wie ihm besteht die Gefahr eines Schocks. In den ersten 24 Stunden ist allergrößte Vorsicht geboten. Im schlimmsten Fall kann ein Hirnschlag oder Herzstillstand ausgelöst—«

»Was meinen Sie damit, »Patienten wie ihm?«

Ein blitzartiges Zittern wanderte durch mein Gesicht, meine Lippen wurden taub.

Wieder die Riviera-Haargeste, dazu die einstudierte Senkung der Tonlage. Wurden Ärzte in so etwas geschult?

»Ich meine damit Patienten, die an Amnesie leiden«, sagte sie und setzte ein mitleidiges Augenzwinkern ein. »Konrad Fürst hat keine Erinnerung. Er weiß gar nichts. Wir machen noch einige Untersuchungen, aber aus Erfahrung muss ich Ihnen sagen, es ist nach dieser langen Zeit im Koma mehr als unwahrscheinlich, dass ihm jemals wieder irgendetwas einfallen wird.«